

ILIJA TROJANOW: LAUDATIO AUF PANKAJ MISHRA  
LEIPZIGER BUCHPREIS ZUR EUROPÄISCHEN VERSTÄNDIGUNG 2014

Dear Pankaj,  
sehr geehrte Damen und Herren,

Sie kennen bestimmt alle einige jener Karten, die unsere Weltsicht durch ungewohnte Perspektive oder Projektion in Frage stellen. Wenn man, wie der uruguayische Künstler Joaquín Torres García, Südamerika auf den Kopf dreht, liegt der Kontinent wie ein zulaufendes Gebirgsmassiv mit felsiger Spitze auf dem Äquator, optimistisch nach oben orientiert. Spiegelt man die Welt um den Äquator, erscheint Afrika nicht nur wie die Wiege, sondern auch wie das Zentrum der Menschheit. Wie ausgedehnt die Ozeane unseres Planeten sind, lässt eine weitere Karte durch einen einfachen Trick erkennen: das Land wird als Meer und das Meer als Land gezeichnet. Besonders gewitzt fällt die Weltkarte der Surrealisten aus dem Jahre 1929 aus: Es gibt auf Erden nur zwei Städte, Paris und Konstantinopel. Deutschland ist der Wurmfortsatz eines gewaltigen Russlands, das sich Asien mit China und Indien teilt. Irland lässt England wie einen Zwerg aussehen. Nordamerika besteht nur aus Alaska und Labrador, im Mittelpunkt der Erde befindet sich der Bismarck-Archipel, so räumlich ausladend wie die Osterinseln.

Das ist natürlich ein extremes Beispiel gewitzter Überzeichnung, aber es erinnert daran, dass Karten grundsätzlich auf willkürlichen Bestimmungen basieren. Wie würde sich unsere Wahrnehmung verändern, wenn nicht Europa im Zentrum der Weltkarte stünde, eine keineswegs zufällige Konvention, sondern Asien. Sähe Europa dann nicht eher aus wie der Schwanz eines Hundes? Und wer mit wem wedelt, ist tierläufig bekannt. Noch im Mittelalter lag der kartografische Süden in manchen islamischen Karten oben, der Norden unten, bis es zu einer Festlegung in Sinne der machtpolitischen Gewichtung kam. Wir haben die eingeschriebenen visuellen Codes der Karten verinnerlicht. In der globalisierten Welt sind Karten von einer generischen Uniformität, die vielleicht im Sinne einer zeichenhaften Lingua franca praktisch ist, zugleich aber auch das Stigma ihrer Entstehung in sich trägt, als Frucht und Folge des europäischen Kolonialismus. Denn wenn Norden und Westen beliebige Zuordnungen sind, dann können der Osten und der Süden dies nicht ewig auf sich sitzen lassen.

Von diesem zwangsläufigen Einspruch und Widerstand erzählt Pankaj Mishras weitläufiger historischer Abriss „Aus den Ruinen des Empires“, anhand des Denkens und Agierens dreier prototypischer Intellektueller, Jamal ad-Din al-Afghani, Liang Qichao (Tschit-schao) und Rabindranath Tagore, allesamt einflussreiche Vordenker einer asiatischen Renaissance. Allen dreien — wie auch ihren vielen Mitstreitern, die im Buch ebenfalls ausführlich gewürdigt werden — war eigen, dass sie eine neue, selbstbewusste und unabhängige Identität aus dem Geiste eigener Traditionen zu konstruieren versuchten, mit wesentlicher Zuhilfenahme philosophischer und politischer Ansätze, die sie bei ihren intensiven Beschäftigungen mit der europäischen Geistesgeschichte erwarben. Entgegen der weitverbreiteten Ansicht, bei der Ablehnung der westlichen Dominanz (oft euphemistisch „westliche Werte“ genannt) handle es sich um einen Vorgang strikter dichotomischer Abgrenzung, zeigt Mishra die vielfältigen Konfluenzen auf, die diesen Prozess motivierten und bereicherten. Von einer Rückkehr zu den reinen Quellen der eigenen Tradition kann nicht die Rede sein. Vielmehr wurden materialistische, sozialdarwinistische, liberale, universalistische und andere europäische Denkrichtungen rezipiert, um Asien einen Platz an der Sonne zu erkämpfen.

Pankaj Mishras multiperspektivische, polyzentrische Darstellung erinnert an Verfahren, die in verschiedenen asiatischen Traditionen zur kritischen Hinterfragung gängig waren. In Sufi-Parabeln, der indischen Ulatbamsi-Poesie oder den buddhistischen Koan-Rätseln werden provokativ Formen der Inversion durchgespielt. Das Konzept einer absoluten Wahrheit etwa wird aufs Trefflichste aufgespießt in der berühmten Lehrgeschichte von Nasruddin Hodscha, der eine Gerichtsverhandlung besuchte und zu seinem Erstaunen miterlebte, wie der Richter sowohl dem Ankläger als auch dem Verteidiger Recht gab. „Muhtaram Qadi“, meldete sich Nasruddin Hodscha von der Zuschauerbank zu Wort, „Sie können doch nicht beiden Meinungen gleichermaßen zustimmen.“ „Da haben Sie“, antwortete der hochverehrte Herr Richter, „vollkommen recht.“ Gewiss, Mishras Vorgehen genügt einerseits einem klassischen westlichen Wissenschaftsanspruchs, sein Werk ist aber zugleich auch in sich ein brillanter Beleg für jene ideengeschichtliche Quadratur des Kreises, die er anhand des Wirkens anderer Denker beschreibt. Wobei man das Quadrat als die genau ausgemessenen rechten Winkel des europäischen Denkens, den Kreis als den Zirkel der jeweils eigenen geistigen Prägungen begreifen kann.

Jeder, der längere Zeit in Asien gelebt hat, weiß, dass das europäische Selbstbild und das dort dominante Fremdbild weit auseinanderfallen. Bei jeder Diskussion über die Entwicklungen seit dem 11. September 2001, über die Kriege in Afghanistan und Irak und ihre Folgen, wird offenkundig, dass der europäische Anspruch, eine universelle und freiheitliche Zivilisation zu verkörpern, heftig angezweifelt wird. Mit guten historischen Gründen. Die Kolonialzeit hat sich als ungute Mischung aus Brutalität und Heuchelei in die kollektive Erinnerung eingeschrieben. Der große pakistanische Dichter Muhammad Iqbal schrieb: „Parlamente, Reformen, Privilegien, Rechte/Sind süße westliche Schlafmittel.“ Die Traumata (für die meisten Europäer unappetitliche Fußnoten der Geschichte), etwa der äußerst gewalttätig niedergeschlagene Boxeraufstand in China, sitzen tief, sie werden in der offiziellen Erinnerungskultur gepflegt. Gebildete Asiaten werfen Europa vor, Zivilisation in einem Akt der rhetorischen Monopolisierung allein anhand der eigenen Begriffe definiert zu haben. Wirtschaftliche Ausbeutung und kulturelle Arroganz zeichneten das europäische Auftreten aus. Selbst dem Dialog zugeneigte Intellektuelle wie der Franzose Ernest Renan, der mit al-Afghani die wohl erste öffentliche Debatte zwischen Okzident und Orient führte, vertrat entschieden die Auffassung, dass „der Fortschritt die alleinige Leistung und das Privileg der weißen Rassen und des Christentums darstelle“ (zitiert nach Mishra).

Wirtschaftlich waren die Folgen der Kolonialzeit verheerend. Das lange 19. Jahrhundert hat die großen Länder Asiens enorm zurückgeworfen. Im Jahre 1820 verzeichnete China noch einen beachtlichen Handelsüberschuss und hatte einen prozentualen Anteil an der Weltwirtschaft von etwa 30 Prozent, Indien von knapp 20 Prozent — gemeinsam also etwa die Hälfte. 1950 war der Anteil der zwei bevölkerungsreichsten Länder der Welt auf gerade einmal zehn Prozent gefallen, eine gewaltige Schrumpfung. Erst 2003 war ihr Anteil auf 20 Prozent gestiegen, es wird noch einige Jahre dauern, bis er voraussichtlich 30 Prozent erreicht. Bedeutend ist nicht die Entwicklung, sondern auch ihre Darstellung hierzulande. Es wird viel geredet von Aufstieg, Boom, aufstrebenden Ökonomien. Aus der Sicht der asiatischen Staaten handelt es sich allerdings vielmehr um eine Rückkehr zu einstiger Größe.

Das panasiatische Netz, das Pankaj Mishra knüpft, zeigt faszinierende und für mich oft überraschende Querverbindungen auf. Wie in dem Netz von Indra spiegeln sich in seinen

Verknüpfungen die Wahrnehmungen der asiatischen Länder untereinander und werden so in ihren Gemeinsamkeiten und Differenzen klarer sichtbar. Erstaunlich etwa Japans Vorbildrolle (mit dem epochalen Sieg über das zaristische Russland 1905 beginnt das Buch). Selbst als es sich zu einer imperialen, brutalen Macht gewandelt hatte, rang dessen eigensinnige und forcierte Ermächtigungsstrategie vielen asiatischen Zeitgenossen Respekt ab. Mancherorts wurde sogar mit dem Beelzebub der japanischen Besatzung der Teufel der europäischen Kolonialisierung ausgetrieben.

-----

Nun könnten Sie fragen, wieso dieses Werk, und sei es noch so intelligent komponiert und elegant geschrieben, den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung verdient hat, nachdem bislang Autoren und Autorinnen bedacht worden sind, die einen Binnenblick auf die Irrwege und Verwüstungen der europäischen Geschichte gerichtet haben. Die Antwort lautet: Dieses Buch hält Europa, vor allem dem dominanten Westeuropa, einen Spiegel vor, in dem dieses das eigene Konterfei mit Erschrecken als manipulative, ausbeuterische und gelegentlich genozidale Fratze wiedererkennt. Das erscheint mir besonders heilsam in Zeiten, in denen ein Teil der Öffentlichkeit wieder dazu übergeht, die Fremden, die Anderen als böswillige Konkurrenz oder parasitäre Bedrohung zu betrachten. „Das Schuldbewusstsein des Westens beschwört oft das Gespenst einer Gelben Gefahr“, zitiert Mishra den japanischen Intellektuellen Kakuzo Okakura, „möge der ruhige Blick des Ostens sich auf das weiße Unglück richten.“ Auffällig, wie sich — je nach Interessenlage des Westens — die massenmedialen Ressentiments wandeln. Die „Gelbe Gefahr“, das ist heute nur noch China, gerissen und betrügerisch agierend, weil es uns herausfordert, ohne die Spielregeln einzuhalten, die wir seit Jahrhunderten willkürlich aufstellen, um sie selbstgefällig zu missachten. Was Europäer oft als typisch orientalische Irrationalität auffassen, wäre für sie nachvollziehbar, würde sie sich die lange Liste der erfahrenen Demütigungen und Erniedrigungen vor Augen führen. Das tut not, denn „Vorstellungen von der Überlegenheit des Westens“, wie Pankaj Mishra schreibt, „sind selbst bei intelligenten Menschen immer noch tief verwurzelt und prägen vielfach sowohl Leitartikel als auch die Außen- und Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten und Europas.“ Sowohl Sieger wie auch Besiegte haben ein selektives Gedächtnis, das das jeweils andere aber komplementär ergänzt.

Wie wenig Interesse an den geistigen und intellektuellen Aufbrüchen in Asien hierzulande existiert, zeigt ein Blick in das Verzeichnis lieferbarer Bücher: Werke von Jamal al-Afghani? Fehlanzeige. Von Liang Qichao? Kein einziges. Und Rabindranath Tagore wird überwiegend reduziert auf einen esoterischen Trostspender, dessen gewaltiges und anspruchsvolles Werk destilliert worden ist zu „Licht aus der ewigen Morgenröte“, „Indische Weisheiten für jeden Tag“ und „Perlen der Lebensweisheit“. Widerständiges Denken gegen die Dominanz Europas werden Sie darin gewiss nicht finden. Es sei denn Sie betrachten es als subversiven Akt, dass man die Leserinnen und Leser betäubt mit Häppchen dekontextualisierter indischer Weisheit.

Der Kolonialismus ist seit nunmehr 50 Jahren überwunden, doch ist diese Tatsache noch nicht gänzlich im europäischen Bewusstsein verankert. Gewiss, es fällt schwer zu akzeptieren, dass man nicht mehr so mächtig ist wie einst (alternde, auf Rücktritt allergische Sportler und Unternehmer beweisen diese Regel). Im öffentlichen Diskurs erleben wir den von Norbert Elias treffend benannten „Nachhinkeeffekt“ des sozialen Habitus. Das Verhalten wie auch die Haltung von Individuen, aber auch von Gesellschaften, bleibt lange Zeit bestimmt von längst vergangenen Machtverhältnissen. Die Attitüden der verarmten Aristokratie sind sättigendes Futter für manch eine Komödie. Größenwahn ergibt oft Sinn,

wenn man die Realitäten der Vergangenheit einbezieht. Der Intendant der Welt muss verinnerlichen, dass er nur noch einer von vielen Regisseuren ist. Der Abstieg in eine vermeintliche weltpolitische Marginalität macht den Eliten zu schaffen, vor allem in England und Frankreich. Sie wollen global mitmischen, ohne groß zu diskutieren, mit welchem Ziel, zu welchem Zweck. „Was immer in ihrem Interesse liegt“, zitiert Mishra den indischen Autor Bhudev Mukhopadhyay, „steht ihres Erachtens im Einklang mit dem, was sie alle Zeit für das Rechte halten, und sie begreifen nicht, dass ihr Vergnügen nicht die Quelle universellen Glücks sein kann.“

Das Buch hinterlässt aber auch einen traurigen Nachgeschmack. „Wir werden dem Westen in seinem Wettstreiten, seinem Egoismus und seiner Brutalität nicht folgen“, äußerte Rabindranath Tagore 1924 bei seinem vielbeachteten Besuch in Peking. Leider hat sich dieser Anspruch des weisen Bengalen nicht erfüllt. Die asiatische Renaissance hat sich — von ethischer Warte aus beurteilt — keineswegs als leuchtendes Gegenmodell erwiesen. So bleiben als Hoffnung die utopischen Entwürfe, die die vielen asiatischen Intellektuellen, die dieses Buch bevölkern, trotz eines augenfälligen Pragmatismus immer wieder gewagt haben. So auch der Lehrer von Liang, Kang Youwei, der die Vision „einer unvermeidlichen universellen sittlichen Gemeinschaft entwickelte, in der Egoismus und der Hang zur Bildung von Hierarchien verschwinden würden und die konfuzianische Idee des *ren* (der Mitmenschlichkeit) Wirklichkeit würde.“ Mishras mit dem Atem eines Kosmopoliten geschriebenes Buch lässt am Ende keinen Zweifel, dass wir diese Ära von Antagonismus und Selbstsucht zu Gunsten einer wahren Universalität im Denken und Handeln überwinden müssen. Der erste notwendige Schritt hierfür wäre eine multiperspektivische historische Erkenntnis. Diese liefert uns der überaus verdiente diesjährige Preisträger.

Congratulations, Pankaj.